



Das Reifenspiel

Von Peter Iher

*Uroni ist ein Bauernkind,
Uroni schlägt den Reifen;
kann man es begreifen,
daß sie spielend hinweg wie ein Sommerwind?*

*Dorfweg auf und Dorfweg ab —
wie die Zöpfe fliegen!
Kühe schauen und Ziegen:
Herrlich, was die Kleine uns zum besten gab!*

*Wenn die Sonne untergeht,
geht auch Uroni schlafen,
und sie träumt von Schafen,
die am Himmel weiden, wo der Vollmond steht.*

Herrn Häberleins Fahrt ins Blaue

Von Anke Ehlers

Der Herr Häberlein! Wer kennt nicht Herrn Häberlein! Keiner geht wie er so aufrecht und federnden Schrittes über das holprige Pflaster seiner kleinen Heimatstadt. Keiner versteht wie er beim Gruß so das Haupt zu neigen, daß der Begrüßte angesichts dieses formvollendeten Ausdrucks von Huld und Ehrerbietung sich in seiner eigenen Kleinheit getroffen und doch auch wieder über sich selbst erhoben fühlt, — falls er nicht von vornherein zu den Greißschlächtigen gebört, die Herr Malermeister Häberlein einfach mit einem Achselzucken abtun. Die Frauen dagegen haben über ihn nur eine Meinung, er streicht ihre Stuben mit innigem Gefühl und spart nicht mit aus freier Hand gemalten Blumenranken und Ornamenten, daß es zum Staunen ist. Wie wird Frau Häberlein beneidet um die pausbäckigen Engel zwischen Rosenketten, mit denen er sinnigerweise die Wand hinter den Ehebetten geschmückt hat! Allerdings, wenn er sich und seine Frau abtontrefreit, wie sie zu Zwölfen beim äppigen Frühstück sitzen, und er hält die gute Alwine in all ihrer molligen Fülle naturgetreu auf dem Schoß und profitiert dem Beschauber lachend zu, so ist das mehr als ein Kleinod an künstlerischer Freiheit wertig zu tann, und so hat denn auch seinerzeit dieses Ereignis seines Pünzels viel Staub aufgewirbelt und Frau Alwine manche Vertagheit bereitet. Er selbst indessen ist an dem Unverständnis der Masse nur gewachsen, eins wie er sich wußte mit

einem der größten Maler aller Zeiten: Rembrandt, — dessen Gemälde „Frühstück mit Costia“ ihm mit allen Einzelheiten als Vorbild für sein eigenes Doppelbildnis gedient hatte.

Ja, er ist kein alltäglicher Mensch, der Herr Häberlein, er hat wohl Veranlassung, den Kopf hochzutragen. Vielleicht ist es der Fluß, der mit raschen Wellen das uralte Städtchen durchfließt, dem Herr Häberlein seine besondere Wesensbildung zu verdanken hat, zumal er sich feierabends mit Vorliebe am Ufer ergeht. Die Wellen zu seinen Füßen, aus der Weite kommend, in die Weite drängend, sie tauschen ihn von jeher eine verwagene Weise ins Ohr und Fremdwort ins Herz. Es will ihn fortlocken aus der engerumschalteten Welt seines Kleinbürgerlichen Daseins hinaus ins grenzenlose Reich der Kunst, wo Ehre und Ruhm, Lust und Abenteuer zu gewinnen sind.

Und wirklich eines Tages, angesichts der wogenden Wellen, faßt Herr Häberlein einen Entschluß. Nein, nein, — nicht den entscheidenden Entschluß, nun das Joch des Brotvertriebs abzuschütteln und sich an die Gestode der freien Kunst fortspülen zu lassen. Er erlaubt sich sich gewissermaßen nur einen bescheidenen Vorstoß auf eine solche allerletzte Entscheidung. Nämlich er beschließt, eine „Fahrt ins Blaue“ zu machen, sich einem dieser Ausflüge mit unbekanntem Ziel anzuschließen, wie sie in jeder größeren Stadt von Verkehrs-

gesellschaften veranstaltet werden zu Maß und Fronnen der Gemüter, die sich nach einem Sinn für Romantik und die Freude an Überraschungen bewahrt haben. Allerdings muß Herr Häberlein, um den Anschluß an eine solche Unternehmung in der nächsten Großstadt zu erreichen, auf seinem Rad drei Stunden fleißig die Pedale treten, aber das schreckt ihn keineswegs. Um so weiter geht die Fahrt von allem Gewohnten, allzu Gewohnten fort, um so größer wird der Radius der Erlebnisnächlichkeiten, um so geringer auch die Gefahr, von den neugierigen Augen eines Bekannten auf ungewöhnlichen Wegen erpäht zu werden. Denn in aller Heimlichkeit will Herr Häberlein diese Fahrt unternehmen, um ihren Reiz vollkommen zu machen. Und wie hätte er auch sonst Alwines Widerstand überwinden sollen, die aus freilichem Instinkt ganz gewiß sein abenteuerliches Geläst mißbilligt haben würde!

So wußt sich denn Herr Häberlein mit beschwingter Seele, wenn auch um den Preis einer Notlage, die Brust von freudigen Erwartungen geschwellt, auf seinem Stahlloß in die blaue Freiheit eines Sommertages hinein, erreicht pünktlich — zwar ein wenig erhöht von der ankrenzenden Tretetei — den Leerspinn der Abfahrt und sinkt aufatmend in die bequemen Polster eines verheißungsvoll blauen, mit vergnügten Menschen gefüllten Autobus. Das Abenteuer kann beginnen, und sehr, es beginnt sogleich. Kaum hat er Zeit, das



Ländliche Szene

Hugo Troendle

Taschentuch wegzustechen, mit dem er sich die feuchte Stirn getrocknet hat, da flattert, vom gutgelaunten Gott des Abenteurers hergeweht, ein leichtes Wesen in blumiger Seide auf den Pfad ihm gegenüber, Duftwellen ausströmend, wie eine Blüte, die Bienen und Falter locken will. Nun ist Herr Häberlein weder das eine noch das andere, aber er ist auch kein Phylister, und zudem ist es seine innerste Berufung, sich am Schönen zu begeistern, darum sammelt er alle Huld und Verehrung wie für eine Königin in seinen Gruß. Es kommt dahin, daß er nicht mehr rechts und links sieht und nur Augen für sein Gegenüber hat, während der blaue Autobus einen Kilometer nach dem anderen unter die Räder nimmt. Was sind denn auch Wiesen und Haine, Dörfer und Hügel gegen die bezaubernde Landschaft eines lächelnden Mädchensgesichts?

Es läßt sich nicht verhehlen, daß das Glück ihm hold ist. Ein höflicher Mann, noch dazu wenn er sich als Künstler zu erkennen gibt, hat eben bei den meisten jungen Damen ein leichtestes Fortkommen, und schon bei der ersten Fahrtunterbrechung, dem fröhlichen

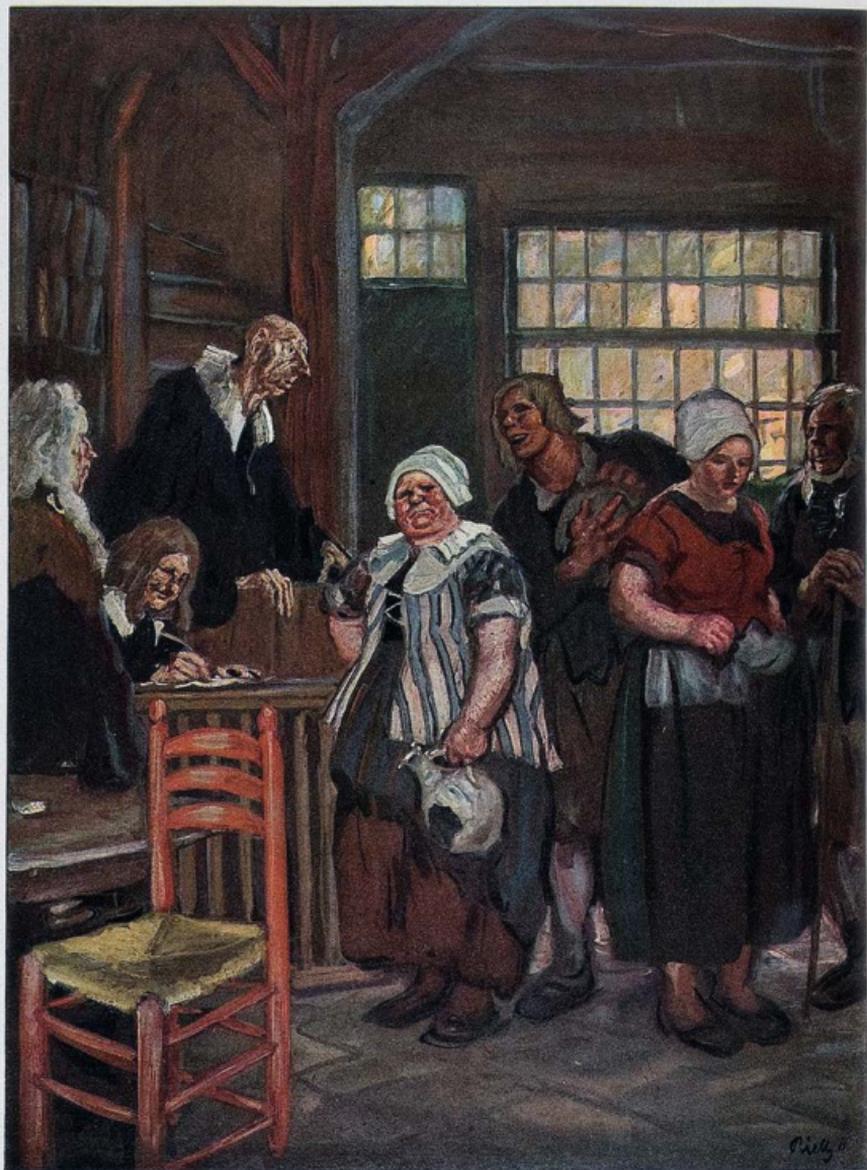
Frühstück im ländlichen Wirtschaftsgarten, darf er den Arm um ihre Schultern legen und sie Marietta nennen. Welche Perspektiven eröffnen sich für den beglückten Häberlein! Dies ist das Leben, das er sich immer erträumt hat: losgelöst aus den Banden des Alltags im Land der Schönheit und der Liebe zu schwärmen. Eine schöpferische Trunkenheit reißt ihn hin, so daß die Umwelt bis auf den Gegenstand seiner Begeisterung endgültig für ihn versinkt und er sich wie im Traum entsöhnen läßt, weiter und weiter ins Blaue hinein.

Aber schließlich hat auch eine Fahrt ins Blaue ein festes Ziel, und dieses Ziel wird einmal erreicht. Der Wagen hält, nachdem er zuletzt auf dem holprigen Pflaster einer kleinen Stadt ziemlich geschüttelt hat, und nun rafft Herr Häberlein sich auf aus seiner Enttäuschung und läßt im Durcheinander des Aussteigens seine Nitterlichkeit spielen. Das sedene Mädchen seiner Dame wie ein Deutsches über dem Arm, so springt er beherdt als Letzter von allen Fahrgästen vom Leinwand des Autos herab, das Haupt im Nacken, dem Sieger gleich, der im Triumph seinen Fuß auf erobertes Land setzt.

— Und er setzt ihn — o bösehoher Gott des Abenteurers! — in eben diesem Augenblick nirgendwo anders hin als auf den fröhlichen Marktplatz seines Heimatstädtchens! —

Was bleibt da noch hinzuzufügen? — Herr Häberlein, nachdem er wieder Gewalt über seine Glieder hat, macht unter irgendeinem gemurmelten Vorwand fest in das bergende Innere des Autobus, wartet dort, bis die Stimmen und das Lachen draußen sich in der Richtung „Zum Weissen Kopf“ vergossen haben, entschlüpft sich dann mit einem tiefen Seufzer des aufstrebenden, wöchentlichen Wellendungsflusses über seinen Arm und entweicht. Die nächste wintliche Gasse deckt seine Flucht.

Am Ufer des Flusses geht mit lahmen Knien ein einsamer Mann. Die Wellen zu seinen Füßen, aus der Weite kommend, in die Weite drängend, sie tauschen fremd und gefühllos an ihm vorbei und werden keinen Widerhall in seiner Brust. Und wenn ihre Bewegung Herrn Häberlein doch etwas widerpiegelt, so ist es höchstens die Vision eines Fahrrades, das nicht von selbst zurückkehrt von dieser Fahrt ins Blaue. —



Szene aus „Der zerbrochene Krug“

Paul Rieth f



Häuser in Rheydt

Georg Neugebauer

DIE FREUNDIN

Von A. P. Tschelchow

(Aus dem Russischen übersetzt von Grete Neufeld)

Peter Nikolajewitsch Kolkowow saß mit seiner Freundin Pajsha, der reizenden, jungen Sängerin, in der Halle ihrer Villa. Es war eine drückende Hitze und beide hatten es sich recht bequem gemacht.

Müßig erwägte siehll die Tochter, Kolkowow, der in Hemdärmeln und Pantoffeln dagehessen hatte, spreng auf und blickte fragend auf Pajsha.

„Wahrscheinlich der Briefträger oder vielleicht irgendeine Freundin“, jagte die Sängerin.

Kolkowow schämte sich weder vor dem Briefträger, noch vor Pajshas Freundinnen; für alle Fälle nahm er aber sein Cakko und begab sich ins Speisezimmer. Pajsha ging zu Tisch und öffnete. Zu ihrem nicht geringen Erstaunen fand an der Türschwelle eine fremde Frau, schlüß und hüßlich gekleidet, allem Anscheine nach den besseren Ständen angehörend.

Die Dame war blaß und atmete schwer, als wäre sie viele Treppen gestiegen.

„Was wünschen Sie?“ fragte Pajsha höflich.

Die Dame antwortete nicht sofort; sie trat einen Schritt vor, sah sich im Zimmer um, ließ sich müde, als könnte sie sich nicht länger auf den Füßen halten, auf den Divan fallen und bewegte die Lippen, ohne jedoch einen einzigen Laut hervorzubringen.

„Ist mein Mann bei Ihnen?“ fragte sie endlich, ihre großen traurigen Augen auf Pajsha richtend.

„Wer?“ stammelte Pajsha erschrocken.

„Mein Gatte... Peter Nikolajewitsch Kolkowow...“

„I... nein, Gnädigste, i... ich kenne keinen solchen Herrn...“

Schweigend verstrich eine Minute. Frau Kolkowow fuhr sich einige Male mit dem

Laschentuch über die Lippen, während Pajsha wie angewurzelt vor ihr stand.

„Sie behaupten also, daß er sich nicht hier aufhält?“ fragte die Dame nun schon mit rauher Stimme.

„I... ich weiß nicht, nach wem Sie fragen.“

„Sie niederrächstige Person!“ zischte die Besuherin, Pajsha voll Verachtung und Widerwillen betrachtend. „Ich freue mich, Ihnen das endlich sagen zu können!“

Pajsha fühlte, daß sie auf diese seld gekleidete, vornehme Dame mit den schmalen Fingern einen abstoßenden Eindruck gemacht hatte, und sie schämte sich wegen ihrer runden, roten Backen, der gefärbten Haare, geschminkten Wangen und Lippen.

„Wo ist mein Mann?“ fragte die Dame nochmals. „Nichtens ist es mir einetel, ob er hier ist oder nicht! Ich muß Ihnen aber sagen:



Porträtskizze

H. Mayrhofer-Passau

seine Unterfchlagungen sind aufgedeckt und Peter Nikolajewitsch wird von der Polizei gesucht... Das alles ist Ihr Werk!

Sie erhob sich und ging aufgeregt im Zimmer auf und ab.

„Heute noch werden sie ihn finden und verhaften“, sagte sie schluchzend fort. „Ich aber bin machtlos, denn Sie haben einen größeren Einfluß auf Peter Nikolajewitsch; aber Gott wird sich meiner und meiner armen Kinder annehmen und jede vergessene Träne, jede einzelne schlaflose Nacht an Ihnen rächen! Die Zeit der Vergeltung wird nicht ausbleiben, Sie werden sich meiner noch erinnern!“

Wieder entstand ein Pause. Die Dame ging händerringend durchs Zimmer und Pajcha folgte ihr einfüßig mit den Augen.

„Aber gnädige Frau, ich weiß ja von nichts“, sagte sie schließlich und begann bestürzt zu weinen.

„Sie lügen!“ schrie Frau Kolschowa mit

funkelnden Augen. „Ich weiß alles! Ich kenne Sie schon lange! Peter hat Sie im letzten Monat jeden Tag besucht.“

„Ja, nun, und was ist dabei? Mich bejuchsen viele Verehrer, aber ich zwingt niemanden, zu kommen.“

„Ich sage Ihnen: seine Verfehlungen sind aufgedeckt! Er hat nicht nur sein eigenes, sondern auch fremdes Geld verschwendet, wegen einer solch lüderlichen Person. Dabei ist er Familienvater... Wenn er verurteilt und verbannt wird, muß ich mit den Kindern Hungers sterben... Begrüßen Sie das? Es gibt aber ein Mittel, ihn und uns vor dem Verderben und vor der Schande zu retten. Wenn ich noch heute neuhundert Rubel aufbringe, ließe sich die Sache bellegen...“

„Neuhundert Rubel?“ fragte Pajcha leise, „ah... ah... habe von ihm kein Geld gememoren...“

„Ich verlange von Ihnen auch nicht die neuhundert Rubel. Aber den Damen Ihres

gleichen pflegen die Männer wertvolle Gegenstände zu schenken. Geben Sie mir nur den Schmuck, den Sie von meinem Mann bekommen haben.“

„Gnädige Frau, er hat mir keine kostbaren Sachen geschenkt“, lächelte Pajcha, die nun endlich alles begriff.

„Wohin ist dann das Geld aber doch geraten?... Hören Sie mich an: In meiner Aufregung habe ich Ihnen viel Unangenehmes gesagt, entschuldigen Sie, bitte! Ich weiß, Sie sind mir böse! Aber vergessen Sie sich einmal in meine Lage. Ich flehe Sie an: folgen Sie die Gegenstände aus!“

„Hm...“, sagte Pajcha, die Achsel zuckend. „Ich möchte es sehr gern tun, aber es sind ja nur Kleinigkeiten.“

Sie holte ihr Toilettenkästchen und entnahm demselben ein dünnes Armband und einen dünnen Ring mit einem Rubin.

„Bitte!“ sagte sie, die Gegenstände der Besucherin reichend.

Die Dame geriet in Zorn.

„Was geben Sie mir denn da?“ sagte sie. „Ich verlange keine Almosen, nur das, was mich Ihnen gebührt... das, was Sie meinem Mann herausgelockt haben. Als ich Sie am Donnerstag mit meinem Mann bei der Haltestelle sah, trugen Sie kostbare Halsketten und Armbänder. Spielen Sie sich nur nicht auf das Unschuldslamm heraus. Ich frage Sie zum leztenmal: wollen Sie mir die Gegenstände geben oder nicht?“

„Enderbar, bei Gott“, sagte Pajcha, sich beleidigt stellend. „Ich versichere Ihnen, ich habe außer diesem Halsband und Ring von Ihrem Mann nichts geschenkt bekommen. Er brachte mir immer nur Nähnereien.“

„Nähnereien...“ rief Frau Kolschowa zynisch lächelnd. „Dabeiun darben die Kinder und hierher bringt er Nähnereien. Sie weigern sich also, die Gegenstände auszuliefern?“

Als sie keine Antwort bekam, warf sie sich wieder auf den Divan und weinte laut.

„Ich bitte Sie!“ rief Sie unter Schluhzen. „Sie haben meinen Mann ruiniert, retten Sie ihn nun... Sie werden durch ihn nicht ins Verderben gezogen, aber die Kinder... was haben denn die armen Kinder verschuldet?“

Pajcha sah in ihrer Phantasie kleine Kinder, die auf der Straße sitzen und vor Hunger weinen, und nun schluchzte auch sie selbst bestürzt.

„Was kann ich tun, gnädige Frau?“ fragte sie. „Ich versichere Ihnen, daß ich von Peter Nikolajewitsch nichts bekommen habe.“

„Ich bitte um die Geschenke! Geben Sie mir die Geschenke zurück! Ich will weinen, mich erniedrigen... wenn Sie wollen, knie ich vor Ihnen nieder!“

Pajcha schrie erschrocken auf und wehrte mit der Hand ab. Sie fürchtete, daß die Dame insinuate war, vor ihr niederknien, um sie damit noch mehr zu erniedrigen.

„Out, ich gebe Ihnen die Geschenke zurück!“ sagte Pajcha verlegen. „Aber ich habe sie nicht von Peter Nikolajewitsch, sondern von einem andern Mann bekommen.“

Pajcha zog die erste Schublade der Kommode heraus, entnahm ihr ein brillantbesetztes Hals-

band, eine Perlenkette, einige Ringe, ein Arm-
band und reichte alles der Dame.

„Bitte, nehmen Sie, aber ich habe von
Ihrem Mann nichts bekommen. Nehmen Sie
alles!“ sagte Pajcha tief gekränkt. „Wenn Sie
seine angetraute Gattin und ein anfällige Frau
sind, würden Sie besser tun, ihn bei sich dabein
zu halten! Ich habe ihn doch nicht gerufen, er
ist von selbst gekommen!“

Trotz der Tränen prüfte Frau Kolskajowa
sorgfältig die dargelegten Gegenstände.

„Das ist nicht alles. Dafür bekomme ich
nicht einmal fünfshundert Rubel.“

Pajcha holte aufgeregt noch eine goldene
Uhr, ein Zigarettenetui, goldene Knöpfe aus
der Kommode hervor und sagte, die Hände aus-
breitend:

„Es ist nichts mehr da, selbst wenn Sie
suchen wollten!“

Die Dame atmete auf, sie schoberte mit
zitternden Fingern die Gegenstände zusammen,
wickelte sie in ein Taschentuch und entfernte
sich ohne Gruß.

Die Tür des Nachbarzimmers ging auf und
Kolskajow trat ein... Er war auffallend blaß
und nervös. Tränen standen in seinen Augen.

„Was für Geschenk hast du mir gebracht?“
rief ihm Pajcha zu. „Hast du mir Geschenke
gemacht, wie?“

„Geschenke... Dummes Geschenkwäh...“ ent-
geanete Kolskajow, und er schüttelte den Kopf.
„Mein Gott! Sie hat vor die gewinkt, sich vor
die erniedrigt.“

„Ich frage dich, welche Geschenke du mir
gebracht hast?“ schrie Pajcha.

„Mein Gott, sie, die brave, stolze, reine
Frau wollte sogar niederknien... Er weiß
habe ich es kommen lassen?“

Er griff sich an den Kopf und stöhnte.

„Nein! Das kann ich nie niemals verzeihen!
Geh' fort von mir!“ rief er. Wie von einem
Ekel erfaßt, wehrte er Pajcha ab. „Niederknien
wollte sie, und... vor wem? Vor dir!? O,
mein Gott!“

Er knedete sich rasch an und entfernte sich
eilig.

Pajcha aber warf sich nieder und weinte
laut. Es war ihr schon nicht mehr leid um
ihre Brettsachen, die sie in der ersten Auf-
regung ausgepackt hatte, aber sie war tief-
gekränkt. Und sie erinnerte sich, daß sie einmal
als Kind von einem Krämer grundlos ver-
prügelt worden war, und sie weinte noch
heftiger.

Gespräch auf der Straße

„Sie machen ja ein so ärgerliches Gesicht!“

„Da soll man nicht! Vor ein paar Minuten
gab's hier auf der Straße einen lauten Streit
zwischen zwei Herren. Der eine sagte, er fühle
sich beleidigt, der andere solle um Entschuldigung
bitten, oder er bekomme eine Tracht Prügel.“

„Und das hat Sie so geärgert?“

„Natürlich! Der andere bat um Ent-
schuldigung!“

Hier schläft mein Kind

*Hier schläft mein Kind, o, wenn es spricht.
Mich hat der Frieden dieser Welt berührt.
Aus dunklen Nächten bin ich heimgeführt.
Hier schläft mein Kind, hier brennt mein Licht*

*Ihr Gründe all, wo ich verkrümmert lag:
dem dunkelsten Gedächtnis preisgegeben.
Jetzt fühle ich, wie sich die Schatten heben
und es wird Licht, und es wird Tag.*

*In Nichts geworfen ist ein Leben schwer.
Viel Kummer brennt auf meinen Wangen.
Du ärmstes Herz voll Nachttau einst behangen,
jetzt bang nicht mehr, jetzt bang nicht mehr.*

*Hier schläft mein Kind, hier schwulst mein Leid.
Hier ordnen sich die noch verworrenen Wege.
Hier findet ein Verirrter wieder die Gebete,
in tiefer, tiefer Dankbarkeit.*

Fritz Christoph



Porträt: Dr. Kuen

S. Kühnel



Landschaft

Max Mayrshofer

Die Geldschmiede

Erzählung von Gert Lynch

Das Dorf selbst zählte kaum zweihundert Seelen, aber mit den umliegenden Weilern und Einödhöfen waren es dreimal mehr. Fast alle, die abstimmen durften, hatten ihre Unterschrift auf die Liste gesetzt, die der Lenzbauer hatte herumgehen lassen. Der gab einen halben Tag drein, um sie persönlich auf das Bezirkamt zu bringen. Es dauerte seine Zeit, bis der Vercheid kam. Er lautete günstig. Die „Bedürfnisrog“ wurde bezahlt, und im Dorfe durfte ein Wirtshaus eröffnet werden.

Der Lenz bestellte sogleich die Maurer. Die große Stube, die zu ebener Erde lag, wurde geräumt. Fenster und Türen wurden versehen, und die Brauerei, die das Bier lieferte, fuhr lange Fische und Bänke herbei. Dann bekam das Haus einen neuen Anstrich, daß es weit in die Gegend leuchtete, und der Maler pinzelte „Zur Laterna“ über die Fensterfront, in großen dicken Buchstaben, die sich seitlich verjüngten, so daß sie ausfahen wie hingenaelt.

Und dann war es soweit. „Willkommen!“ prangte über der Torschah, die mit Fichtenzweigen umwunden war. Wolkenlos spannte der Himmel sich über den Sonntag. Die Südluft stand gegen das Dorf und wechte einen leichten Brotagersch herab, der von den blühenden Kornfeldern kam. Die Wiesen waren noch ungemäht und schwankten mit hohen Halmen. Um Mittag begann die Sonne zu sengen, und von den Brettern des neuen Schuppens troff der Kien in langen Fäden herunter.

Der Lenz wuschete den ersten Bierbuzen aus dem Keller heraus und freute sich, wie gut er es mit dem Wetter getroffen hatte. In der Küche hantierten die Lenzin und die Magd und wogen weißes und schwarzes Presssaß zu halben Pfunden ab, während die beiden Kinder das voreingeschnittene Hausbrot auf die Teller schichteten.

Die ersten Gäste waren die Dorfbesuchener. Sie rüfften laut mit den Fäusten und behielten die Hüte auf. Es gab einen nassen Fiß, als der Lenz den Messingwechsel durch das Spundloch schlug.

Ein Weibchen hatte der Wirt noch Zeit, sich zu den Burtschen zu hocken. Dann setzte mit einem Schlage der Baupetrieb ein. Beim Marktsiedeln kamen der Doktor, der Apotheker und der Lenzarzt, vom Kirchdorf der Mesner, der Landjäger und der Posthalter. Viele von den Bauern brachten ihr Weib mit, und auch das junge Volk fand sich ein. Als die Schrammelmusik den ersten Marsch anstimmte, rollte auch schon das erste leere Faß über den Hof. Da der Platz in der Gaststube nicht ausreichte, wurden Bretter und Klöße auf die Hauswiese getragen und neue Eise geschaffen. Der Lenz und die Einnen konnten es nicht mehr bewältigen, und die Bauern holten sich selber das Bier. Kaum, daß die Dämmrung sank, klang schon das letzte Faß hohl. Lenz tippte es auf die Kante und ließ die Neige in seinen Krug sickern. Er hatte im Trubel ganz vergessen, den eigenen Durst zu stillen.

Später, als die Gäste gegangen, die Fensterläden geschlossen und die Kinder im Bett waren, saß der Lenz mit seinem Weib am Tische vor einem Haufen Geld. Den Teil, der die Ausgaben ausmachte, legten sie auf die eine Seite, den Teil, der ihnen gehörte, auf die andere. Lenz stellte fest, daß er bisher noch niemals so viel Geld an einem einzigen Tage verdient hatte. Er beschloß, das Wirtsgeschäft besonders zu pflegen und eine zweite Magd einzustellen, die jung und hübsch war und mit den Leuten umgehen konnte. Und zufrieden mit sich und dem Schicksal, suchte er seine Lagerstätt auf. Er merkte es nicht, daß das Weib seine Freude nicht recht teilte.

So nahmen die Dinge denn ihren Lauf. Eine junge und hübsche Magd war bald gefunden. Nellie nannte sie sich, doch ihr Ruf war nicht der beste. Das Frauenzimmer verstand es, die Bauern zu nebeln. Manche tranken nochmal soviel, seit Nellie bediente. Sie nahm einen Spaß hin und gab herzhaft heraus, und wenn einer es wünschte, trank sie aus seinem Krug.



Straße ins Dorf

Richard Gortler

Nelli erntete manches Lob von den Gästen. Wenn sie im Stall oder auf dem Felde nur halbe Arbeit leistete, dann drückte der Lenz ein Auge zu oder gar alle beide.

Mit der Zeit fiel es ihm auf, daß Nelli bei jeder Kleinigkeit sich an ihn wandte. Als er ihr sagte, sie solle sich an die Bäuerin wenden, erwiderte sie: „Die Bäuerin mag mich nicht und gibt keine Antwort, wenn ich sie frage.“

Abends stellte der Lenz seine Frau zur Rede. „So ist es“, sagte sie, „ich gebe ihr keine Antwort. Dieses Weibsbild, nach dem alle Männer greifen, das keinen Strumpf stopft und keine Leibwäsche flickt, ist eine Schande für unser Haus und eine Gefahr für unsere Kinder!“

„Sie hebt den Umfag und verdient mir Geld!“ entgegnete der Lenz und verbat sich das Dreinreden in seine Sachen.

In jener Nacht blätterte von der Decke der Gaststube ein Dreieck Ralf herunter.

Selbst in der Contaxzeit fand die „Latene“ regen Zuspruch. Jeden Sonntag war die Gaststube überfüllt, und jeden Abend waren zwei bis drei Tische besetzt. Lenz ließ sich überreden, die Hauswiese zu überdecken und eine Kegelbahn anzulegen. Er griff selbst fleißig mit zu, und während die Bauern das Korn schnitten und die Garben einjubeln, ging der Lenz mit dem Beile durch seinen Bestand und hackte Kerben in die Stämme, die gefällt werden sollten für die Bohlen der Kegelbahn. Als er dann auch zur Ernte griff, war der Regen schon überreich, so daß ein Teil aus den Ähren fiel.

„Ach was“, sagte er barsch zu dem Weibe, das auf den Uebelstand hinwies, „ich habe in diesem Sommer mehr verdient, als du in drei Jahren zusammentragen konntest!“ — „Aber es fehlt der Segen!“ sagte finstere das Weib.

Nach der Ernte kam der Andreas Pechler, der ein schmales Amwejen hatte und im Kleinbreich hängewerdien mußte, mit dem Hut in der Hand zum Lenz und bat um ein kleines Darlehen. „Meine Mutter ist krank“, erklärte er, „und das Esparte für den Hopfenkelenzins ist zum Apotheker geworden. Nun bedrängt mich der Ollnäsiger, der nicht warten will. Bis Vöhsneß kann ich die alles ehbar zurückzahlen.“

„Es tut mir leid“, sagte der Lenz und zuckte die Achseln, „aber ich brauche mein Geld anderweitig.“ So mußte der Kleinrentler wieder

absiehen. Früher, als es dem Lenz nicht halb so dick eingegangen war, hatte er noch ein Gefühl gehabt und gern gelassen. Hochmut kommt vor den Fall, dachte der Pechler und spuckte giftig über die Brombeeren.

Der Lenz aber fuhr am anderen Morgen in die Kreisstadt und legte sich eine Jagdausrüstung zu, angefangen von dem Stiefeln bis zum Kränkel, und das Beste was es an Gewehren gab. Er nahm sich vor, die nächste Jagd ganz allein zu packen. Dann kaufte er noch eine goldene Uhr für sein Weib, sowie Spielzeug und leckere Sachen für die Kinder und einen seidenen Schal für die Nelli. Als er mit der Dunkelheit heimkam und ansapakte, gab es große Regen. Die Geschenke, die Jagdausrüstung und das neue Gewehr liefen von Hand zu Hand und wurden befüllt und begutachtet, und auch die Bauern und Arbeiter, die in der Gaststube waren, nahmen teil daran. „Ja ma“, knurrte der Holzer Erpp, der im Tagelohn arbeitete, „da kann unserem nicht mit.“ Er trank aus, zahlte und brach frühzeitig auf.

Zuletzt kamen die Bauern auf die Gemeinde zu sprechen. Als der Lenz, ganz im Vertrauen, für die Wahl eines Obmanns eintret, stimmten sie alle bei. „Darauf müssen wir trinken!“ sagte der Lenz und gab Freibier aus. „Prost, Obmann“, sagte der Schwendenerbauer und stieß am Krage des Wirtes an. Und die anderen nickten, tranken und lachten verschämt. Es wurde ein lustiges Zechen, das weit über Mitternacht dauerte.

„Hast du gehört, was der Schwendener zum Antinken sagte?“ fragte der Lenz beim Schlafengehen das Weib. „Ich höre es gut“, entgegnete Jenz, „aber glaube mir nicht, daß solches Gerde Sinn hat. Entweder wollen die Biertrüder Nutzen von deinem Gelde, oder sie fürchten dein Geld!“ — „Sei es, wie immer es will, Geld ist Macht!“ sagte er. „Nur, wenn man Macht hat über die Macht!“ sagte sie und löschte das Licht aus. „Das ist Haarpalieren“, versetzte der Lenz, „du bist und bleibst eine Vörserstochter!“

Langsam wurde es Herbst im Lande. Der Farn gillte. Die Brombeerbblätter röteten sich. Die Lauben schwanken über die Stoppelfelder, und die Kinder warfen mit Knäppeln die ersten Häufe vom Baum. Hinter der Scheune summte die Dreschmaschine, und die Kartoffelfelder knarrten. In der „Latene“ brannte das Licht schon am Nachmittage, Hausfreier, Holzschichte, Steinarbeiter und Bauern saßen auf der Bier-

bank, erzählten Neuigkeiten oder redeten die Melir. Draußen hielt das Bierjührwerk, lad volle Küffer ab und leere auf. Und jedes leere Fass hinterließ dem Lenz ein paar harte Taler. „Die Laterne“, sagten die Leute, „ist eine Geldschmiede geworden!“ Hier und da schwebte auch schon der Nied auf.

Um diese Zeit erschienen sechs Frauen in der „Laterna“, um sich beim Lenz zu beschweren, daß ihre Männer den halben Wochenlohn und manchmal noch mehr bei ihm sitzen ließen. Sie und ihre Kinder mußten dann dafür büßen. „Laßt mich in Frieden“, schrie der Lenz, „ich bin nicht zum Verdammen bestellt über eure Männer!“ Unter lauten Verwünschungen jagen die Weiber wieder ab und machten viel böses Blut im Ort und in der Gegend.

Doch in der „Geldschmiede“ klärtete die Taler weiter, und die Banknoten knisterten. Zuweilen knisterte es auch im Gehäß des Hauses, doch niemand hörte darauf. Häufig kamen die Viehhändler in die „Laterna“ und machten mit dem Wirt, der das Bargeld gab, gemeinsame Sache, so daß dem Lenz in diesem Herbst fast ein Vermögen erwuchs. Jedoch

ihn selbst war es noch immer zu wenig. Die halbe Nacht lag er schlaflos im Bett und sann neue Pläne aus. Er verließ Geld gegen Zinsen. Er trank und rauchte viel und wurde jähzornig. Er schaffte sich Wagen und Pferde an. Er dingte einen Großknecht, der alle Feldarbeiten verrichtete. Er beteiligte sich am Getreidehandel und hatte auch darin Erfolg. Er kaufte den stillgelegten Steinbruch, den sie die „Sorge“ nannten, und der voller Grundwasser stand, aber einen guten Granit für Pflaster und Bordsteine lieferte. Im kommenden Frühjahr wollte er die „Sorge“ auspumpen lassen und in Betrieb setzen. Er besprach sich mit Sachverständigen, Rechtsanwältinnen und Vermittlern. Er war viel unterwegs und wenig zu Hause. Die besten Kinder fingen an, ihn zu scheuen. „Vater riecht wie ein fremder Mann“, sagte der zwölfjährige Knabe eines Tages zur Mutter. Diese überdachte diese Worte und fand, daß der Junge recht hatte. Es ging eine fremde Witterung aus von ihrem Mann, und eine Ahnung beschlich sie, daß es die Witterung war, die dem Unglück vorausgeht.

(Schluß Seite 718)

Toni Bichi

Sonntagsausflug eines Pessimisten

Von Bernard Shaw

Da ich kein geborener Städter bin, habe ich auch keine Illusionen, was das Land anbetrifft. Die holprigen, Knöchelverschaukelnden Straßen; die staubigen Hofenzäune; der Geruch mit seinen toten Hunden, Brennölfeln und Schwärmen giftiger Fliegen; die Scharen von Kindern, die irgend etwas quälen; der dumpfe, arbeitsstumpfe, vorzeitig gealterte Landarbeiter; der wüste Landstreicher; die Düngerbauern mit ihrem schreienden Geräusch; die Kette von Kilometersteinen von Wirtshaus zu Wirtshaus, von Friedhof zu Friedhof; an all dem schlepp ich mich vorbei, bis mit eine entfernte Telegraphenstange oder ein Signalmast ankündigt, daß der geeignete Rettungszug, der mich nach der Stadt zurückbringt, grasbar ist. Der Weg von der Dorfstraße zum Bahnhof ist ein Sprung über fünf Jahrhunderte vom roten Erumpfen der Tyrannei der Natur über den Menschen in die Ordnung und Aufgewedeltbeit geregelter Herrschaft des Menschen über die Natur.

Und trotzdem ließ ich mich vergangene Woche von meinem Freund Henry Salt und dessen Frau dazu überreden, „zu den Hügeln von Euresy hinauszukommen und bis zum Montag zu bleiben“. Salt, ein in vielen Dingen ungewöhnlich vernünftiger Mann, ist ins Landleben veruert und besitzt ein Haus in einem Nest, das Tilford heißt und auf der Strecke nach Farnham liegt, — in das er sich in Freizeitmomente zurückzieht und wo er sich von Pilzen aus der Umgegend ernährt und Artikel schreibt, die diese Art Düt befürworten. Er hohle keinen Hoesel, ein Tag in Tilford würde mich von der Landflucht zur Landflucht bekehren. Und da er ein angenehmer Gesellschaftler für einen Spaziergang und für ein Gespräch ist, stimmte ich zuletzt dem Versuch zu und erklärte mich sogar bereit, auf den Hügel eines landschaftlichen Schwindels, der Handbeid



„Vor lauter Aktmodell vergißt der Mensch ganz, daß unser-einer auch mal was Geschietes zum Anziehen bräuchte.“



„Aber mein Herr! Eine kleine Einlage genügt und der Hut sieht wie angegossen!“

heißt, geführt zu werden, um mit von dort aus die Dünen der Südküste und vor allem den Platz zeigen zu lassen, wo drei Männer dafür gehängt worden waren, weil sie jemand ermordet hatten, der sie zu einem Landpaziergang überredet hatte.

London war sauber, frisch und trocken, als ich mich auf den Weg zum Waterloo-Bahnhof machte, nachdem ich zu der unnatürlichen Stunde von sieben Uhr morgens am Sonntag frisch aufgestanden war. Ich klappte im Zug ein Buch auf und achtete darauf, zwischen den

Haltestellen nicht aus dem Fenster zu schauen, bis wie Fernham erreicht. Wie auf dem Lande in England üblich, regnete es heftig. Ich fragte nach meinem Weg nach Ilford und wurde belehrt, ich solle fünf Kilometer oder so etwas schmutzgeradeaus gehen. Da ich nichts mitgenommen hatte, was Calts Gefühle hätte verletzen können, indem es mein Mißtrauen gegen sein ländliches Paradies weckte, war ich ohne Regenmesser; und das Paradies — versteht sich! — zog alle Vorteile aus dieser Unterlassungsgelände. Ich kenne die Dänen-

erhebungen der Südküste nicht, aber ich kann für beides bürgen, für das Hinauf und das Hinunter, soweit es die Straßen von Surren betrifft. Zwischen Fernham und Ilford sind nahezu ein halbes Dutzend Hügel und nicht eine Unterführung. Über diese Kette trat ich bergauf auf meinen Zehen und schoß bergab auf meinen Fersen, wobei ich bei jedem Schritt ein klebriges Stumpfloch voll zähflüssigen Humus machte. Als die Landschaft weniger bebaut wurde, kam der Regen heftiger herunter, verwandelte mein Buch in einen Brei und übertrug das Rot des Einbans auf meine regenverfäugte graue Jacke. Eine imprägnierte Spielart von Vogel, der sich über mich aus einem Getreidesfeld her lustig machte, lehete mich besser als früher verstehen, warum Vogel gewöhnlich abgeschossen werden. Die Etappe führte jetzt an einem Kieferwald vorbei, mit einem üppigen Teppich von nassem Moos und einem Schild „Betreten verboten“. Wirklich, es lohnte sich, vierzig Kilometer weit zu reisen, um dann durch die Kleinlichkeit eines Landedemannes wieder am Anfang zu stehen. Meine Arme flackten zu der Zeit fast gegen meine Handgelenke. Während ich meine Arme verzweifelt herunterhängen ließ, um die unangenehme Rückstoßwirkung herabzumindern, schaute ich auf meine feuchtklebrigen Knie herunter — und entlad sofort eine Kanne Regenwasser und schwarzen Fäulstoff von meinem Hutrand über sie. Dann mußte ich laut auslachen, ganz wie ein aufs Rad geflochtener Verbrecher bei der zweiten Knochenbrechenden Drehung zu lachen pflegte. Ein oder zwei weitere Kilometer Tretnüsse und glitschige Stumpflöcher und ich kam zu dem Vorposten eines Dorfes, mit einem Fluss, der in einem Bett wundervoll farbigen Wucherkrants dahinströmt, und von einer nach dem Grundriß des gotischen Spitzbogens erbauten Brücke überspannt war, um so den größtmöglichen Kraufaufwand aus den Pferden herauszuholen, sowohl wenn sie auf der einen Seite den Karren hinaufzogen, als auch um den Karren daran zu hindern, die Pferde zu überrennen, wenn sie sich auf der anderen Seite hinabglitten.

Das war endlich Ilford, unbewohnt, soweit ich sehen konnte, ausgenommen von einem Mann, dessen saure Blicke mich — deutlicher als Worte es konnten — fragten, was zum Teufel ich hier wollte? Dann ging es einen neuen Hügel zwischen Gemeindegans und Kirche hinauf und hinaus auf ein ungeklärtes Stück Landstraße, wo der Wind und Regen einen letzten ungehinderten Guß auf mich lostießen. Kalt firtz sich, wenn er glaubt, er wohne in Ilford: in Wirklichkeit wohnt er beträchtlich hinter diesen Ort, und ich war gerade im Begriff, unglücklich, solange ich noch Kraft genug hatte, nach London zurückzukehren, als er mich von seiner Lüre her mit dem entzückten Ausruf begeisterte: „Da ist er ja!“, und strahlte, als lasse meine Verfassung nichts zu wünschen übrig. Im Nu erfüllten meine Klieder die Küche mit Dampf, und ich — in Kieder der Küche, die Calts Schwager gehörten, einem vielbesprechenden Dichter, dessen Figur ein wenig anders als meine ist — machte es

Alteste und
führende Zeitschrift
auf dem Gebiet der
neuzeitlichen und
künstlerischen
Raumausstattung



47. JAHRGANG / HERAUSGEBER: HOFRAT DR. ALEXANDER KOCH

Die INNEN-DEKORATION

bringt in ihren monatlich erscheinenden Heften reichhaltiges Anschauungsmaterial und viele Anregungen für die geschmackvolle Gestaltung und Einrichtung des behaglichen Heims. Die Bestrebungen der führenden Architekten auf dem Gebiet der Wohnkultur finden hier ihren sichtbaren Niederschlag.

Bezugspreis: vierteljährlich RM. 4,60 / Einzelheft RM. 2,80 postfrei.

VERLAGSSTANTAL ALEXANDER KOCH G.M.B.H.
STUTT GART O 73

mir, mit der Lektüre der letzten Entdeckungen meines Opa's Geboren in östlicher Pflanzung beschäftigt, bequiem.

Meine Kleider trockneten rasch. Jetzt um Nachmittag zog ich sie wieder an und fand sie an die drei Zentimeter kürzer und enger, aber warm und trocken. Trotzdem hatte ich einen Niesanfall und Mrs. Salt brachte eine Glasflasche Kampferessenz herbei. Nicht vertraut mit der heftigen Natur dieses Mittels, nahm ich unvorsichtigerweise einen ganzen Löffel voll davon. Es brachte mich fast um; aber ich hatte die Befriedigung, als ich wieder zu mir kam, einigemmaßen sicher zu sein, daß der Influenzabazillus das nicht überlebt hatte. Dann gingen wir, da der Regen aufgehört hatte, zu einem Spaziergang aus und folgten der Straße zwischen den Hügeln, die wie eine Schale nasser Schafe unter dem bewölkten Himmel waren. Schließlich kamen wir auf die Hochebene hinaus, wo der Seeblick durch weichen Erdboden und Heidekraut ersetzt war, das der starke Wind, der von der Nordsee her wehte, schon trocken gefegt hatte. Der Leich von Fremden, wie ein feiner Mooschimmel verarbeitetes Wasserwerk, lag leinwärts von uns, von Kopf bis Fuß bei jeder Biege überrieselt. Ich hatte Mühsal mit ihm und blühte versteinert auf Salt, um zu sehen, ob die unansprechliche Trostlosigkeit der Szenerie ihn nicht getroffen und gemäß habe. Aber er schien daran gewöhnt und als wäre ihmgingen, fing er an,

für den andern Tag einen Ausflug nach Hindhead zu entwerfen. Allein schon der Vorschlag verurteilte mich zu einem neuen Niesanfall.

Am nächsten Morgen stand ich um acht Uhr auf, um die Sonne zu sehen und die Vögel zitiert zu hören. Ich entdeckte jedoch, daß ich vor ihnen auf war; und ich sah noch hörte ich sie, bevor ich wieder in der Stadt zurück war. Salt war selig, denn der Wind kam aus Nordost, also konnte es unmöglich regnen. Wir brachen daher nach dem Frühstück nach Hindhead auf durch einen Nebel, der die Kühe wie Mannnats aussehen ließ und die Hügel wie Bergketten. Als wir so recht auf der Reichweite jedes Unterlandes waren, begann der Regen. Salt erklärte, er würde nicht der Rede wert sein, der Regen könnte sich nie gegen den Nordostwind halten. Trotzdem tat er das. Als wir zuletzt, nachdem wir Strecken hinauf; und wieder hinuntergestiegen und gefühltest waren, von denen Salt behauptete, es seien Wiesen, die aber in Wirklichkeit reichend schnell sich fallende Betten von Seebächen waren, kamen wir zuletzt nach Hindhead (das genau wie die anderen Hügel auch war); wir konnten einander, teilweise denn die Südküste, kaum noch durch den Nebel sehen. Man zeigte mir die Stelle, wo die Männer gehängt worden waren, und ich kann nicht leugnen, eine gewisse nachlässige Beirückung bei dem Gedanten

verpüßt zu haben, daß jemand hier seinen wohlverdienten Lohn empfangen hatte.

Als wie zum Heimweg aufbrachen, war Salt bester Laune. Die Entdeckung eines nassen Tages bei Nordostwind machte ihn so stolz, wie die Entdeckung eines Kometen einen Astronomen stolz macht. Was Mrs. Salt betrifft, so war der Schluß, den sie aus alledem zog, der: ich müsse an einen anderen Tag wieder herkommen. Der Regen hatte für sie nicht mehr Wichtigkeit, als ob sie eine Ente gewesen wäre. Ich fragte mich unwillkürlich, ob ihr Etappenkleid nicht in Wahrheit ein gefärbt ausgebackter Badeanzug war. Sie schien reflexlos glücklich, obwohl sogar die Schafe jammern zum Himmel blökten, und eine Kuh, der ich im Vorübergehen einen freundlichen Klaps gab, so vollgejogen war, daß das Wasser in meinen Armen bis zur Achselhöhe hinauf hochspritzte. Der Hauptgesprächsstoff des Ehepaars Salt, während wir auf den Hügeln waren, war die Gutmütigkeit ihres Hundes „Nigger“, dessen Bewegungen in Richtung auf die Schafe Salt inzwischen vergeblich zu vereiteln suchte. Ehe wir heimkamen, enthielten meine Kleider dreimal so viel Wasser, als sie am Tage zuvor gefammelt hatten. Als ich sie wieder an mich nahm, schienen sie in einer Notlage von einem sehr jungen Bruder geborgt zu sein.

Ich brauche meinen Marsch zurück nach Farnham nach dem Essen nicht zu beschreiben. Es regnete den ganzen Tag. Aber wenigstens näherte ich mich London!

(Autorisierte Übertragung von Hans B. Wagenfeld)

Sobien ersehen:

Michel Vomland Der Hupfinger Waschl geht zum Bauerntheater Preis M. 2.—

Eine lustige Geschichte aus dem bayerischen Alpen, die jeder, der auf Reisen oder in der Sommerfrische mit der bayerischen Bauernbevölkerung in Berührung gekommen ist, einige Stunden mit Vergnügen unterhalten wird.

Michel Vomland
Der Hupfinger-Waschl
geht zum
Bauerntheater



Ein Geschenkbuch von besonderer Art! Zu bestehen durch den Buchhandel und bei
G. Sirth Verlag, München, Serrnstr. 10

Entrüstung

„Und wenn du über die Straße gehen willst, mußt du auf den Schupo aufpassen“, belehrt Pierenwitt Lante Unverlegen, die zu Bejuch gekommen ist.

„Kann denn der das nicht selber tun?“

Gewohnheit

„Haßt du wirklich nach diesem Nachtschimmel noch die Kurajse, mir unter die Augen zu treten?“ zücht Frau Stippköhl.

„Teure Agathe, man gewöhnt sich im Leben an alles“, entgegnet er milde.

Eine schöne Seele

„Könntest du eigentlich auch einen älteren Mann lieben?“ fragt Willi Döfnerpott seine Freundin.

„Warum denn nicht, wenn er alt genug ist?“ entgegnet Luise Witthuhn.

Doppellicht-Lumimax
Vergrößerungs-Apparat.
Größere Licht-Intensität. Bessere Entlüftung durch aufklappbaren Reflektor.
DRESDEN Striesen. 569
STREIBER & CO.

Wunderbar

„Wunderbar, unfer berühmter Gast, nicht wahr?“ fragt der Kassierer nach der Vorstellung seine Kollegen. „Eine Mimik und eine Gestaltungskraft —“

„Und ein Gedächtnis hat er“, fällt die Souffleuse ein, „er macht noch genau dieselben Fehler, wie vor fünf Jahren.“

Vorsorge

„Was, schon wieder eine Rechnung von der Modistin?“ knurrte Schickelanz. „Denkst du denn gar nicht daran, daß auch mal trübe Tage kommen können?“

„Hab' ich doch, Männchen, — es ist ja 'ne Rechnung für einen Regenmantel.“

Nur

„Machen Sie Geschäftswege?“

„Nein — nur Wege!“

DIE VOGELSCHUCHE

VON ERNST KLOTZ

Eine Vogelscheuche hat Vögel gezeichnet, hat alles, was ringsherum flattert und flucht, die Stare, Spatzen und Eichelhäher, Verjagt wie ein wütender Parkaufseher, Denn bestand sie auch gar nicht aus Fleisch oder Bein, Gerad' durch ihr inneres Nichts war sie ein Sockel, der so eifrig verbieten konnte! Doch als sie nun ihre Lumpen mal sonnte und zur Dörscheuche befördert sich träumt, Da hat sie darüber das Scheuchen verfaumt und, statt auf ihr Hofesfeld aufzupassen, Ein Flugzeug mitten drin landen lassen! Schon schien es womöglichst diesmal zu spät, Da gelang es noch mal ihrer Autorität Durch Drohen und wütendes Umflüschlagen Den Vogel zum Nachbarfeld rüberzujaagen. Kaum aber stand er hier blügend da, Die Scheuche das große Tier in ihm sah,

Vor dem sie veruchte aus rein subalternen Instinkten sich schuldbehaftet zu entfernen. Ganz kopflos hob sie ihr einziges Bein und floh auch schon plitternd auf einen Stein, Und strebend endlich noch ihren wahren Charakter der Umwelt zu offenbaren: Dank mangelnden inneren Mannesstolz Nur Lumpen nämlich und faules Holz! Schon hockte auf ihren gedrückten Zylinder Ein Spatz, eine Späsin und deren Kinder, Und der Vater, indem er, wie Väter zumeist, Belehrend zur Scheuche am Boden weisjt, Sprach: „Kinder, seht es an dieser da: Sie transit nun mundi gloria!“ Und hat, als die Kinderchen wissen wollten, Was diese lateinischen Begeben hier sollten, Das gar nicht mal ungeheißt so überseht: „Auch die wütendste Scheuche durchschaut man zuletzt!“

Pech

Das süße kleine Mädel: „Einmal hätte ich mich beinahe entführen lassen. Wir waren fest entflohen.“

„Wer ist wie?“

„Mein Vater und ich. Aber wie konnten niemanden finden, der mich entführte.“

Technik

„In welcher Technik wollen Sie denn meine Schwiegermutter malen?“

„Ich denke, in D!“

„Hm — um ihr Wesen genau zu treffen, müßten Sie schon Eßig nehmen!“

Aussprache

„Max hat mit seiner Frau vor drei Wochen ausgemacht, daß sie einander sagen, was sie voneinander denken!“

„Und?“

„Eiöher sprechen sie nicht mehr miteinander!“
andert! Mi

Viele Hände warten auf Deine



Nur keinen Hochmut

Kedakteur (setzt von oben herab, das Manuskript zurückgebend): „Ein solches Zeug können wir unmöglich drucken.“

Der Autor: „Darauf brauchen Sie sich nichts einzubilden! Sie sind nicht der Erste, der es nicht drucken will und werden auch nicht der Letzte sein!“

Wüste

„Wie gefällt die mein Bad: Die Wäße?“

„Gut! Ich habe nie etwas Wäßteres gesehen!“
Mi

Aus Zuschriften

Frau M. läßt mit donnerartigem Getöse das Wasser laufen; bitte um einen Mann zur Abhilfe zu schicken.

Als ich die Wohnung betrat, bewegte sich etwas unter dem Bett. Frau M. sagte, es wäre der Mann, der die Wäße bräute.

Zu Martini, als die Maßgänge gefächelt wurden, verlangte die Nette plötzlich die Dienstbuch. Sie mußte die Stellung aufgeben, sagte sie. Sie habe sich eine Hautflechte zugezogen, und der Doktor, bei dem sie heute gewesen sei, habe sie gleich ins Krankenhaus übergeschrieben. Sie saßen gerade bei Tisch, und der Lenz, der sonst niemals eklig gewesen war, spie den Bissen wieder heraus. Dann ließ er anspannen und fuhr weg. Als er spät nachts zurückkam, grölte und jodelte er und betrauerte dem Weib, daß er nun bald das ganze Land ankaufen würde mit allen Ämtern, Feldern und Wäldern. Und er öffnete seine Reisetasche, die bis oben mit Postkarten gefüllt war. Das Weib ließ heimlich zum Doktor schicken, und am anderen Morgen, als die Sinne sich vollends verwirrt hatten, wurde der Lenz in die Anstalt geschickt.

Eine Zeitlang, bis das ärgste Gezecke vorüber war, blieb die „Laterne“ geschlossen. Dann stellte die Lenzi einen ordentlichen Gehäßen ein, der von der Gastwirtschaft etwas verstand, und nahm den Betrieb wieder auf. Alles andere aber hielt sie sich fern. Da sie mehr auf das Wohl und die Mäßigkeit der Gäste bedacht war, als auf den eigenen Vorteil, besuchten die Bierbrüder bald andere Gasthöfen. Doch eine „Geldschmiede“ blieb die „Laterne“ noch immer, wenn auch eine leise. Und die Wirtin sorgte dafür, daß ihre Kinder den Wert des Geldes frühzeitig kennenlernten, ihn nicht unterschätzten und noch weniger übertrieben, so daß auch Dinge, die nicht des Geldes sind, Gehör und Eingang fanden, so wie es einem tüchtigen Menschen frommt.



DEINE KAMERA GEHT GELD VERDIENEN

Ein zeitgemäßes Buch für jeden Fotoamateur mit 100 Adressen für den Bildabsatz. Preis 75 Pfg.

G. HIRTH VERLAG AG, MÜNCHEN 2 NO

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer“

mit den amtlichen Nachrichten des Reichverbandes Deutscher Sportfischer soll von jedem waidgerechten Sportfischer gehalten werden. „Der Sportfischer“ bringt Text- und Bildmaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

½jährl. RM. 3.—, jährl. RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

**FISCHEREISPORT-VERLAG
DR. HANNS SCHINDLER,
Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung
München, NW 2, Karlstraße Nr. 44
Tel. 59 61 60**



In den Buchhandlungen und beim Unterzeichnenden ist zu haben:

Aus Richard Wagners Leben in Bayreuth

Nach eigenen Beobachtungen erzählt von einem Zeitgenossen H. B. Brand. Mit einem unverfälschten Lichtbild Wagners auf dem Titel, farbigen Innenbildern und einem Vorwort von Alexander Dillmann.

Preis RM. 1.80

Es wird heute wenig Menschen geben, die mit Richard Wagner seinerzeit in persönlicher Berührung gekommen sind. Einer von diesen ist der jetzt hochwürdige Verfasser, der aus seinen Erinnerungen sehr anschaulich erzählt.

Albin Henke Mc Leods Lebensweg

Eine wahre Geschichte

Preis in Vallonleinen RM. 3.—

Nicht was Haß und Klatsch des Feindes zusammengesetzogen haben, sondern was Alfen und Berichte von Augenzeugen — die Namen sind absichtlich geändert — dem Verfasser fundierten, hat dieser im Jahre 1931 zu San Remo aufgeschrieben zur Ehrenrettung einer verkleumdeten Frau, die während des Weltkrieges eine bedeutende Rolle spielte.

Franz Seitz Humor in Versen

Ein Vertragssbuch für frohe Menschen

Preis RM. 1.—

Diese anspruchsvollen Reimerzeilen werden vor allem in Vereinskreisen besonders Gehalten finden, da sie sich ganz ausgezeichnet zum Vortrag für Dilettanten eignen.

G. Hirth Verlag AG. / München
Herrnstraße 10

Redaktionelle Notiz:

Berichtigung:

In Nummer 43 der „Jugend“ wurde auf Seite 678 die Zeichnung „Stadtbrücke“ irrtümlich mit dem Autorennamen H. Mayrhofer-Passau versehen. Die Arbeit stammt nicht von diesem Künstler, sondern von Georg Neugebauer.

Der Verlag der „JUGEND“

Stadt in der Nacht

Die Fotografie unserer Zeit hat sich ganz auf den Schnappschuß umgestellt. Seit wir hohe Lichtstärken und bedeutende Negativempfindlichkeiten haben, wird selbst während der Nacht schnappgeschossen. Die Großstadt mit ihren Lichtreklamen spendet eine so bedeutende Helligkeit, daß Momentfotos ohne Zusatzbeleuchtung kein Kunststück mehr sind.

Diese Arbeit ist zweifellos in gewisser Hinsicht bequem. Zutreffend sind sie aber auch als mindestens ebenso einseitig angesehen werden. Denn die nächtliche Stadt konzentriert sich ja nicht allein um ein paar strahlende Scheinwerfer, sondern erwacht auch in entlegenen Gassen und Winkeln zu einem zumindest fotografisch bedeutsamen Leben. Freilich ist hier mit Momentaufnahmen nichts anzufangen. Die Motive verlangen das ja aber auch gar nicht. Denn es herrscht das Besonnene vor.

Durch das Licht von wenigen Straßenlaternen werden die sonst ganz und gar belanglosen Dinge zu den schönsten Motiven. Für ihre Beurteilung ist eine besondere Beachtung auf die Verteilung von Hell und Dunkel zu legen. Insbesondere sind es die Lichter, welche dem Motiv seinen Wert geben.

Natürlich können wir mit Schnappschüssen nicht viel beginnen. Wir nehmen das Stativ mit und belichten eine, zwei, drei oder auch mehr Minuten. Lieber zu lange als zu kurz.

Mit der direkten Abbildung von Lichtquellen muß etwas vorsichtig umgegangen werden. Es liegt die Verführung nahe, sie mitten im Bildfeld wiederzugeben. Und nachher ist die Enttäuschung oft groß, wenn infolge der recht bedeutenden Helligkeitsunterschiede Überstrahlungen auftreten oder eine so unangenehme Tonkala zur Abbildung kommt, daß ein Kopieren oder Vergrößern in betriebsgerechter Weise unmöglich wird. Aus diesem Grunde wird man für gewöhnlich alle unmittelbar wirkenden Lichtquellen, also insbesondere Straßenlaternen, durch Bäume und Straßenecken verdecken.

Vielfach wird es auch erforderlich, durch Hinzunahme einer künstlichen Beleuchtung gewisse Partien aufzuhellen. Für solche Zwecke leistet Magnesiumband gute Dienste. Man brennt es entweder hinter dem Fotoapparat oder hinter einer Straßenecke, einem Hausur usw. ab, so daß kein direktes Licht auf das Kameraobjektiv fällt.

Nachtaufnahmen dieser Art verlangen Geduld. Man muß längere Zeit auf einem Fleck bei der Kamera bleiben und aufpassen, daß keine Radfahrer oder Autos ins Bildfeld kommen. Denn die Laternen dieser Fahrzeuge wirken so intensiv, daß sie mit abgebildet werden müßten als ein weißer Strich erscheinen. Wenn ein solches Fahrzeug in Sicht kommt, so halten wir schnell die Hand, den Kassettenschieber oder sonst etwas vor das Objektiv und warten, bis die Straße wieder frei ist. Vorübergehende Menschen schaden bei der langen Belichtungszeit nichts. Es kommt nur darauf an, daß sie keine Lichtquellen in irgendwelcher Form und Weise über das Bildfeld bringen.

Nach einem Regen kann eine solche nächtliche Motivlage besonders lohnend sein. Denn da glitzert das Straßenglaster und liefert das besonders schöne Glanzlichter. Bei einem solchen Wetter dürfen wir nur den Regenschirm nicht vergessen. Weniger für uns als für die Kamera, die in keinem Falle ganz wasserfest sein wird. Wenigstens sollen wir in diesem Punkte nicht rein egoistisch sein.



Nicht zu vergessen: der Humor! Wenn wir da zuweilen zehn oder fünfzehn Minuten auf einem Fleck stehen, wird es nicht an verwunderten Passanten fehlen. Entweder werden wir wie ein Wundermensch betrachtet oder auch ganz und gar nicht verstanden. Denn es ist erstänlich, wie relativ wenige Menschen überhaupt wissen, daß man auch während der Nacht fotografieren kann. Da dürfen wir uns nicht einschüchtern lassen, sondern entweder humorvoll oder erklärend reagieren. Denn jeder von uns hat nach wie vor daran zu schaffen, richtige Vorstellungen und Deutungen der Fotografie zu vermitteln, die ja ein Werkzeug zur Auswirkung schöpferischer Kräfte des ganzen Volkes ist.

NEUE SCHALLPLATTEN (TELEFUNKEN)

Ein Ausschnitt aus Mascagni „Cavalleria rusticana“: Turridus Sang an Lola, und sein Abschied von der Mutter, bevor er zum Zweikampf geht. Clemens Andrieno singt das, vom trefflichen Orchester des Deutschen Opernhauses Berlin ausgezeichnet begleitet, ergreifend schön. Selten hat man einen so druckreifen, glasklaren Tenor gehört! Gern nimmt man dabei etwas fremdartige Vokalisation in Kauf.

Ein Querschnitt aus Webers „Frieschütz“, geleitet von Dr. Schmidt-Isserstedt, erinnert an die schönsten Melodien dieses Werkes. Es ist wirklich ein Querschnitt. Denn „geschnitten“ wird ohne Gnade, gradezu amputiert wie am Operations-tisch. Der Komponist würde große Augen machen. Aber er würde sich schließlich doch freuen am edlen Tenor von Peter Anders, den lichten Stimmen von Ilse Kögel, Carla Spletter und dem Bariton Hans Heinz Nissens.

Dem Peter Anders muß man auch für die frische, elegante Art danken, in der er aus der „Schönen Mälerin“ das „Sei nicht böse“, und aus dem „Bruder Straubinger“ das „Küssen ist keine Sünde“ singt.

Eine der schönsten deutschen Lied-Platten gab der Bariton Schmitt-Walter: Hugo Wolfs Heimweh (Eichendorff) und Rich. Straußens Ständchen. Schade nur um die Veränderungen der Kompositionen am Schluß zugunsten äußerer Wirkung.

Musikäische Bilder aus Japan! Der japanische Komponist und Dirigent Koichi Kishi zaubert uns mit Hilfe der Berliner Philharmoniker mitten in den Jahrmarkttrubel einer japanischen Stadt und führt uns in das Vergnügungsviertel von Osaka. Das ist kein parfümiertes Japan. Es schmeckt „garantiert echt“. Gar nicht „buttery“!ig. Beschreiben läßt sich die Aufnahme schwer. Man muß sie hören; sie liegt jedenfalls weitab von der großen Straße.

Ansonsten — gibt es eine Reihe von vergnüglichen Platten, die Griesgram in die Flucht schlagen: Ein Seemanns-Kabarett von Isa Vermeiren, die mit ihrem Schifferklavier die „Ballade vom großen Durst“ kredenzt, zwei ungarische Foxtrotts vom Luther-Orchester, und die schmissige Marschplatte vom „Kreuzfidelien Kupferschmied“.

Eine wertvolle Erinnerung aus dem Festspiel der Olympiade 1936 gibt der Einzug und Reigen der Kinder in der interessanten, lichten Musik Carl Orffs, gespielt vom Jugendorchester der Günther-Schule München.

Zups.



Spanisches Menetekel

Julius Höther



„Vielleicht begreift ihr jetzt, was ich jahrhundertlang erlitten habe“.